
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 26. 1896.

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Heinz hatte inzwischen für nothwendig befunden, in Geschäften sofort nach der Residenz zu reisen, wohin ihm Charlotte, die ja sein Haus führte, in den nächsten Tagen folgen sollte, sobald die Behrenbergs abgereist sein würden.

Nur flüchtig hatte er Hilda gesehen. Er war so ruhig und sicher in seinem Wesen, daß ihr jede Besorgniß wegen Harry's seltsamen Reden schwand. Und er war auch in der That vollkommen sorglos. Hilda hatte ihm gesagt: „Dein Vetter hat noch einen Versuch gemacht, mich Dir zu entfremden — es ist ihm nicht gelungen."

So trennten sie sich mit herzlichem Abschied.

In seiner Stadtwohnung hatte Heinz erfahren, daß Frau Galetta ihn aufgesucht habe. Er war seither wiederholt bei ihr gewesen und hatte sich sehr an Mutter und Tochter angeschlossen. Frau Galetta erwies sich als eine kluge, verständige, wenn auch nicht hochgebildete Frau, mit selbstständigen Lebenserfahrungen, mit rechtlichen, gesunden Anschauungen, die ihm überaus sympathisch waren. Ihre reichen Theatererfahrungen interessirten ihn lebhaft. Wenn Hilda auch seine poetischen Arbeiten mit größter Theilnahme verfolgte, so war das eben eine ideelle Antheilnahme. Frau Galetta aber wußte mit Sachkenntniß und Sicherheit über Bühnenwirkungen zu sprechen; sie wurde gar nicht müde, ihm ihre aufmerksamen Beobachtungen bei dieser und jener Neuaufführung mitzutheilen. Sie wies ihm nach, wie gar manchesmal die unscheinbarsten Nebenumstände den Erfolg herbeizuführen und noch öfter ihn in Frage zu stellen geeignet sind — lauter Dinge, die sich thatsächlich nur praktisch erleben lassen. Er lauschte ihr wie ein gelehriger Schüler und hatte in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft gar manche schöne, angeregte Stunde in der kleinen Künstlerwohnung verlebt. Die Ungezwungenheit des Verkehrs unter Künstlern kam ihm hier in bestem Sinne zu statten. Er kam gern, und man sah ihn nicht minder gerne. Er aber empfand diesen Umgang als eine wahre Herzensfreude.

Frau Galetta hatte ihm geschrieben, sie wünsche ihn einmal in Bertha's Abwesenheit zu sprechen. Da Bertha heute Abend spielte, hoffte er, ihre Mutter sicher im Theater, in der Schauspielerloge zu treffen, wo man ihn, den schnell eingeführten und beliebten Dichter, ohne Weiteres zuließ.



Muzaffer-eddin Mirza,
der neue Schah von Persien. (S. 203)

Mit noch einigen Damen von der Bühne fand er richtig auch Frau Galetta in der Proscceniumsloge des zweiten Ranges. Wie anders waren doch andere „Theatermütter"! Da war zunächst Frau Salbach, deren Tochter gleichfalls heute Abend beschäftigt war, eine ehemalige Soubrette, heute alt und dick geworden. Sie machte sich sofort an den jungen, reichen Doktor und sprach ihm in aufdringlicher Weise von ihrer Tochter; merkwürdigerweise wies sie nicht etwa auf das Spiel des jungen Mädchens, sondern auf ihre Toiletten hin.

„Das müssen Sie doch sagen, Herr Doktor, ‚Chic' hat nur meine Erna!"

Heinz suchte vergeblich von ihr loszukommen. Aber auch eine gewisse Frau v. Boguslawski, eine Polin zweifelhaften Adels, deren „Nichte" heute Abend eine winzig kleine Rolle spielte, legte Beschlag auf ihn. Unter plumpen Schmeicheleien bat sie Heinz, doch an ihre Tochter bei der Besetzung seines neuen Dramas zu denken. Diese Tochter habe nicht nur Talent, sondern auch „Rasse" — sie brauche nur einmal in einer großen Rolle aufgetreten zu sein, und ihr Glück wäre gemacht.

Mit Widerwillen wandte sich Heinz von diesen Damen ab. Er schützte Eile vor — er habe mit dem Regisseur zu reden — und entfernte sich, nicht ohne Frau Galetta ein Zeichen gegeben zu haben. Sie traf ihn denn auch in dem jetzt, während des Spieles, ganz leeren Foyer.

„Es ist nichts Dringendes," hatte sie gleich bemerkt. Sie wollte zunächst von ihm hören, wie es ihm ginge. Sie war längst seine Vertraute, und so erzählte er ihr

von Hilda, von seinem stillen Glück, auch von dem plötzlichen Hereinbrechen Harry's — sein ganzes Herz lag offen vor der theilnahmsvollen, liebenswerthen Frau.

Sie hörte ihm mit unerschöpflicher Geduld, mit nie erlahmendem Interesse zu; sie konnte gar nicht genug hören. Und er wußte erst jetzt, wie sehr er sich nach weiblicher Theilnahme, nach sanftem Mitgefühl sehnte. Weder zu Tante Charlotte, noch zu seiner künftigen Schwiegermutter hätte er so sprechen können.

Endlich besann er sich, daß sie etwas von ihm wolle.

Sie sprach von ihrem bekannten Wunsche, Bertha lieber der Bühne zu entziehen. Freilich, das war im Augenblick nicht möglich, denn Bertha mußte doch eine Existenz haben.

„Wenn ich nur verstände, woher gerade bei Ihnen diese starke Abneigung gegen die Bühne kommt," sagte Heinz, „Bertha ist doch ein entschiedenes Talent . . ."

„Sie ahnen nicht, welche Gefahren die Bühne bringt, welchen Widrigkeiten, welchem Unheil man dabei ausgesetzt ist!"

Sie sah ihn dabei mit feuchten Augen an; er merkte nichts.

„Sie müssen mir einmal davon erzählen!"

„O nein," wehrte sie ab, „es ist zu traurig!" Und auf ihren Wunsch zurückkommend, fuhr sie fort: „Wenn sich Bertha mit Herrn Meunier verheirathet, ist sie ganz und gar der Bühne verfallen."

Frau Galetta hoffte für ihre Tochter noch immer auf eine bürgerliche Heirath und deshalb wünschte sie im Stillen eine Trennung des Paares.

Die beiden jungen Leute dagegen hatten Heinz schon um seine „Protektion" gebeten; er sollte helfen, daß sie vorwärts kämen, meinte Bertha; damit sie sich heirathen könnten.

Nun wandte sich ihre Mutter an Heinz mit dem entgegengesetzten Ersuchen: er solle Herrn Meunier nicht dem Intendanten empfehlen. Wenn der junge Mann irgendwo anders debütirte, und auf diese Weise ihrer Tochter aus den Augen käme, würde sie ihn leichter vergessen.

„Aber, verehrteste Frau," versetzte Heinz lachend, „ich bin nichts weniger, als ein allmächtiger Protektor! Weil ihr mich freundschaftlich mit dem Intendanten sprechen seht, glaubt ihr, ich sei ein großer Mann! Wie oft soll ich's denn noch versichern: Bertha ist ganz ohne mein Zuthun am hiesigen Hoftheater engagirt worden. Uebrigens halte ich es für gar nicht wahrscheinlich, daß Herr Meunier hier zum Debüt zugelassen wird; und ich werde das am wenigsten zu Stande bringen."

Damit war Frau Galetta befriedigt. So kehrten sie denn nacheinander in kurzen Zwischenräumen in die Loge zurück und freuten sich an Bertha's temperamentvollem Spiel. Heinz blieb eigens bis zum Schluß der Vorstellung, um dem jungen Mädchen ein paar freundliche Worte zu sagen.

Natürlich war auch Meunier gekommen, um die Damen abzuholen. Er hatte sich mit Heinz befreundet; da dieser verlobt war, gab es keinen Grund zur Eifersucht. Bertha kam jetzt, auch ohne Schminke ein blühend hübsches Geschöpf, und sagte muthwillig: „Ich habe Herrn Doktor Bergmann ganz im Geheimen etwas zu sagen. Wissen Sie, Herr Doktor, ich habe grenzenloses Vertrauen zu Ihnen!"

„Mein Gott," rief Heinz mit launiger Entrüstung, „sehe ich denn etwa wie ein Onkel aus?"

„Nein, aber wie der große Bruder, den ich mir immer so furchtbar gewünscht habe," erklärte Bertha, die sich eben vor dem Spiegel ihr kokettes Hütchen aufsetzte. „Uebrigens, Herr Doktor, behauptet man allgemein, daß wir einander sehr ähnlich sähen . . . Sie nehmen's doch nicht übel?"

„Mir wurde nie etwas so Schmeichelhaftes gesagt," versicherte er, und er stellte sich lachend neben sie vor den Spiegel.

„Es ist wahr," rief Meunier, „da sehen Sie nur, gnädige Frau!"

„Thorheit! Einbildung!" antwortete Frau Galetta ganz erschreckt und so laut, daß Bertha sich eilig nach ihr umsah.

„Aber, Mama, was machst Du denn für ein Gesicht? Ich finde es gar nicht übel, Herrn Doktor Bergmann ähnlich zu sehen!"

„Das meinte ich," sagte die Mutter, die sich gefaßt hatte, „Du springst mir zu frei mit Herrn Doktor Bergmann um — er ist ja doch nicht Dein Bruder!"

„Dann schlage ich vor," nahm Meunier mit komischen Ernst das Wort, „wir ernennen ihn hiermit feierlichst zum Bruder . . . Sie begreifen doch, gnädige Frau, daß ich ihn in anderer Position nicht dulden kann." Und er warf sich mächtig in die Brust.

Frau Galetta nahm Heinz' Arm, um ihn für den Augenblick von Bertha zu trennen.

„Das thörichte Kind wollte Sie wieder mit Meunier plagen. Nun — das ist ja erledigt."

Heinz versetzte: „Bertha soll mir damit nicht kommen. Ich habe sie zu gerne und könnte ihr nichts abschlagen."

Die Frau an seiner Seite verstummte plötzlich und drückte leise seinen Arm, so daß er aufblickte. Eben warf eine Bogenlampe ihren Schein auf das Gesicht der Frau Galetta, und Heinz sagte plötzlich: „Wissen Sie, daß ich erst in diesem Augenblick gewahr werde, wie Bertha Ihnen förmlich aus dem Gesicht geschnitten ist?"

Frau Leonore lächelte mühsam: „Aber das ist ja die Regel, Doktor! Die meisten Kinder ähneln ihren Eltern."

„Freilich — die meisten thun es!" Er seufzte leise. Wie kam es, daß er seinen Eltern in keinem Zuge glich?

13.

Harry war am Schießstand des Klubgartens mit Pistolenschießen beschäftigt.

Der Dienst hielt ihn längst nicht mehr ab. Er hatte vor einigen Wochen, dem überaus deutlichen Wink seines Regimentskommandeurs nachkommend, den Abschied erbeten. Zwar war die Genehmigung seines Gesuches noch nicht eingelaufen, aber Harry meinte in seiner cynischen Weise: er sitze nur noch zur Miethe in seiner Uniform, jeden Augenblick könnte er exmittirt werden.

Das war vielleicht der allerempfindlichste Schlag, den das Schicksal gegen ihn geführt hatte.

Es gibt freilich Offiziere, und nicht wenige sogar, die auch dann noch etwas bedeuten, wenn sie das glänzende Kleid dieses bevorzugten Standes abgelegt haben; ernsthafte, gebildete, strebsame Männer, denen der Dienst mit seiner zwingenden Pflicht zur Ordnung nur Nutzen gebracht und die dann in irgend einer bürgerlichen Stellung vortrefflichen Gebrauch zu machen wissen von ihrer scharf disziplinirten Erziehung. Diese Leute sind überall begehrt, überall willkommen. Zu ihnen gehörte Harry aber nicht, er büßte Alles ein, wenn er den „bunten Rock" ablegen mußte.

Allenfalls ein hübscher Kerl blieb er noch — sonst nichts. Doch auch die Gewandtheit und Erfahrung in Führung der Waffen konnte ihm Niemand rauben. Seine Hand war vollkommen sicher, und sein Blick scharf. Er konnte wetten, das Aß aus jeder Karte zu schießen — er war mit einem Wort ein unfehlbarer Schütze. Er hatte inzwischen auch jedes Bedenken besiegt. Den Nebenbuhler vor die Mündung seiner Waffe zu laden, das war sein Recht als Kavalier; darin konnte Niemand etwas finden.

Er wartete jetzt nur noch auf eine passende Gelegenheit, denn „gentlemanlike" mußte die Sache natürlich angefaßt werden, das verstand sich für ihn von selbst.

Eines Tages meldete ihm ein Briefchen von der Hand seiner Mutter: „Komm morgen um vier Uhr Nachmittags bestimmt zu mir. ‚Er' ist für drei Tage nach Rothhausen."

Harry seufzte schwer: „Was will die Mutter wieder?" Er ging so ungern in das Haus des Verhaßten; er mußte immer fürchten, daß sein Temperament, sein verbissener Groll ihn vor der Zeit zu irgend einer Ausschreitung fortreißen und ihn so auch formell in's Unrecht setzen würde. Aber er ging schließlich doch. Und nun kam die Mutter mit ihrer großen Neuigkeit.

Während sie mit Heinz in bester Freundschaft lebte, hatte sie fleißig spionirt. Sie ließ ihren Neffen nicht aus den Augen, wußte, wohin er ging, woher er kam, wer ihm schrieb und mit wem er sprach. Am meisten hatte sie natürlich nach den Galettas herumgehorcht, und da war ihr denn zu Ohren gekommen, daß Frau Galetta noch heute ihren Mädchennamen führe; vielleicht, weil sie sich unter diesem Namen eine Stellung in ihrem Kreise gemacht hatte. War sie aber später verheirathet gewesen, wie hatte dann der Name ihres Gatten gelautet? Und weshalb sollte Jener nicht Rehberg geheißen haben, genau so wie das Kind, dessen Taufschein man besaß? Vielleicht fand man hier eine neue Spur.

Harry mußte das zu erforschen suchen. Vielleicht hatte er in Polizeikreisen einen Bekannten, durch den man erfahren konnte, unter welchem bürgerlichen Namen Frau Galetta gemeldet war.

Aber das war noch nicht Alles. Man hatte Frau Charlotten auch sonst noch Mancherlei zugetragen. Eine Freundin, der sie nur gesagt hatte, sie finde den Verkehr des Doktors mit den Galettas anstößig, brachte ihr folgende Klatschgeschichte. Heinz sei neulich, während seine Braut auf Rothhausen zu Besuch weilte, eigens von dort nach der Residenz gekommen, um mit Frau Galetta in dem ganz vereinsamten Foyer des Nationaltheaters zu einer offenbar verabredeten Stunde zusammenzutreffen. Dort habe er ewig lange mit ihr gesessen, völlig vertieft in ein ernstes, angelegentliches Gespräch. Jene Freundin, die während der Vorstellung unwohl geworden war, hatte die Beiden selbst in dem halbdunklen Foyer gesehen. Leider habe sie kein Wort von der leise geführten Unterhaltung verstanden.

„Nun," meinte Charlotte, „das muß doch etwas zu bedeuten haben! Wenn es sich um einen Liebeshandel drehte, so würde er doch mit der jungen Galetta zusammenstecken. Aber mit der Alten, mit der fast Fünfzigjährigen?"

Harry hatte schweigend zugehört. Merkwürdig, er zeigte sich gar nicht dankbar für die mühevolle Spionirarbeit der Mutter; er schien nicht den mindesten Werth darauf zu legen.

„Ich sollte meinen," drängte Charlotte, „es müsse eine Kleinigkeit für Dich sein, alle diese Spuren weiter zu verfolgen!"

„Weißt Du, Mutter," sagte Harry finster, „daß alle diese Umtriebe mich anekeln? Weißt Du, daß ich es widerwärtig, tief unter meiner Würde finde, mich auf dergleichen einzulassen?"

„Aber Dich mit Deinem Vetter zu schießen, Harry, dazu wärest Du im Stande!" Der scharfe Blick der klugen Frau las tief in seiner Seele.

„Gewiß," antwortete er heftig; „dazu bin ich nicht nur im Stande, sondern das wird auch unausbleiblich geschehen. Das aber ist auch mein gutes Recht. Du dagegen, Du sitzest hier in seinem Hause, Du spielst die Zärtliche

gegen meinen Todfeind, Du willst mich auf Schleichwegen an ihn heranführen, auf Wegen, die vor mir nie ein Rothhausen gegangen ist."

Die Mutter hörte ihm ruhig zu.

„Gut, mein lieber Sohn," sagte sie, „ganz gut; so lassen wir die Dinge gehen, wie sie wollen. Was ich Dir vorschlage, geschieht immer nur um Deiner selbst willen. Und zu alledem übertreibst Du maßlos. Wenn ein Geheimniß zwischen Heinz und uns steht, ein Geheimniß, das uns in unseren Rechten schädigt, so kann ich durchaus nichts Unwürdiges darin finden, wenn wir diesen Schleier zu lüften uns bemühen. Du bist doch selbst damals nach Meran gefahren, als wir hofften, dort hinter das Geheimniß kommen zu können, und deshalb brauchst Du jetzt gar nicht so entrüstet zu thun, wenn ich Dir rathe, Jemand auszuhorchen, der mehr zu wissen scheint, als wir."

„Aber ich kann nun einmal alle diese Intriguen nicht fortspinnen, ich bin dazu nicht im Stande! Ich kann nur dreinschlagen!" rief er unmuthig.

Baronin Charlotte bewahrte völlig ihre Ruhe; sie hatte sich gesetzt, eine Handarbeit vor sich auf dem Schoße. Da stickte sie nun, anscheinend ganz unbekümmert, an irgend einem seidenen Tuche, und wehrte seine Heftigkeit nur mit einer Handbewegung ab. Das reizte ihn noch mehr, so daß er auffuhr: „Was stichelst Du da in einem fort, wo nimmst Du nur die Ruhe her, die zierlichen Kreuze und Pünktchen zu sticken, während ich fast ersticke vor Wuth! Was ist denn das — zum Kukuk?"

Die Mutter breitete ihre Arbeit auf dem Schoße aus: ein seidenes Kachenez mit einem Monogramm, die Anfangsbuchstaben von Heinz Bergmann's Name.

„Du weißt," sagte sie leise, „er ist gewohnt, zu seinem Geburtstage mit einer Handarbeit erfreut zu werden."

In jähem Zorn stürzte Harry auf sie los, entriß ihr das Tuch, knitterte es zusammen und warf es in die nächste Ecke.

„Das hätte nur dann einen Zweck, wenn man ihn damit erwürgen könnte," tobte er. „Du wirst es ihm nicht schenken, niemals!"

„Harry, Harry!" flehte die Mutter, „schreckt Dich denn nicht die Sünde?"

„Laß doch die fromme Maske fallen, Mutter. Ich weiß Alles, Alles, bis auf jenen Versuch, den Säugling im Kohlendunst zu ersticken!" Und er sah sie mit einem durchbohrenden Blick an.

Charlotte leugnete entrüstet. Sie wußte nur zu genau, daß Harry diese Behauptung niemals würde beweisen können. Aber ihr Sohn fuhr fort: „Ich sehe auch gar nicht ein, wozu wir einander Komödie vorspielen. Wir haben das Recht, wir haben die Pflicht, ihn zu hassen, ihm nach dem Leben zu trachten, denn er ist der Räuber unseres Glückes. Im Kampf um's Dasein ist es nie anders gewesen. Jeder wehrte sich seiner Haut, und auch ich werde mich nicht stumm vernichten lassen!"

Die Baronin, da sie Harry's maßlose Erregung sah, vertrat jetzt wieder die Meinung, daß nur in einer Versöhnung der Vettern das Heil zu finden sei. Heinz sei großmüthig, er werde sie glänzend versorgen, und man würde die Möglichkeit suchen, seine Nähe zu meiden. So wäre auch das Peinliche der Situation zu beseitigen. Aber Harry war für alle diese Vorstellungen heute nur noch unzugänglicher denn sonst.

„Glaube mir, Mutter," sagte er finster, „den einzigen Ausweg, den es gibt, den werde ich finden. Vielleicht habe ich ihn schon gefunden!"

Und er verließ sie fast ohne Gruß. —

Heute Abend fand im Künstlerhause ein Kostümfest statt, zu welchem Heinz und Hilda geladen waren, und wozu auch Harry sich eine Eintrittskarte zu verschaffen gewußt hatte. Er wollte die Beiden überraschen, wollte um jeden Preis einen Skandal provoziren und dann den hochmüthigen Herrn Vetter zwingen, sich mit ihm zu schlagen. Damit würde die Sache endgiltig erledigt sein.

Der Abend brach herein. In dem mit vornehmstem künstlerischem Geschmack ausgestatteten Saale wogte das festliche Treiben.

Heinz und Hilda waren in einfachen Kostümen als Tag und Nacht erschienen. Es war das erste Mal nach Beendigung des Trauerjahres, daß sie sich öffentlich als Verlobte zeigten, und das schöne, glückstrahlende junge Paar hatte großen Erfolg. Von allen Seiten regnete es Glückwünsche, die fast wie Ovationen aussahen. In den Kreisen der Künstlerwelt wußte man den reichen Erben des Kommerzienraths ebensowohl zu schätzen, wie den kunstbegeisterten jungen Dichter. Der Intendant des Hoftheaters war anwesend; er suchte Heinz Bergmann auf, um ihm, wie er sagte, als Erster die Nachricht überbringen zu können, daß sein Drama „Die Armuth" zur Aufführung angenommen wäre. Es war erst vor drei Tagen eingereicht worden, und während Hunderte von Dramatikern Wochen, ja Monate lang auf Bescheid warten müssen, ja kaum ernstlich hoffen dürfen, daß ihr Werk überhaupt gelesen wird, erfreute man ihn schon nach so kurzer Zeit mit einer endgiltigen Annahme. Die anwesenden Journalisten versprachen, den seltenen Vorfall in ihrem Ballbericht gebührend zu erwähnen.

So vereinigte sich denn ganz besonders heute Abend Alles, um den jungen Mann mit einem wahren Nimbus des Glückes zu umgeben.

Auch die Damen Galetta und Herr Meunier waren anwesend. Heinz beeilte sich voll Freude, sie mit der Familie Behrenberg bekannt zu machen.

Die Gräfin war etwas zugeknöpft, Hilda dagegen sehr freundlich; sie hatte ja Bertha spielen gesehen. Nebenbei sagte sie zu Heinz: „Frau Galetta ist wohl eine Verwandte Deiner verstorbenen Mutter? Ihr seht euch ja sehr ähnlich! Warum sagtest Du mir das nicht? Ich bin zwar in Vorurtheilen erzogen worden, aber ich bin bereit, sie abzulegen, sobald ich sie als solche erkenne!"

Heinz antwortete etwas betreten, um dann zu verstummen. Es wurde ihm mit einem Male ganz seltsam zu Muthe. Warum war Frau Galetta vom ersten Augenblick an so herzlich, fast zärtlich zu ihm gewesen? Und diese Aehnlichkeit... Wenn in der That ein Verwandtschaftsband bestand, warum schwieg Frau Galetta darüber? Und dann Harry's Behauptung, man habe ihn beraubt? Hatte nicht auch Tante Charlotte einmal hingeworfen: „Und wenn Du nicht Heinrich Bergmann's Sohn wärest?" In welchem Zusammenhange war doch das neulich gewesen? Standen die Galettas damit in Verbindung?

Aber er konnte den Gedanken nicht weiter nachhängen, er wurde wieder in Anspruch genommen.

Zunächst bemächtigte sich Meunier seiner. Der junge Mann sah überaus stattlich aus in seinem spanischen Ritterkostüm; er schien mit seiner männlichen Erscheinung, seinem sonoren Organ der geborene Bühnenheld.

In dem blendenden Glanze des elektrischen Lichtes, in dem strahlenden Festsaal erzählte Meunier seine Leidensgeschichte. Er hatte wohlhabende Eltern, die in der Provinz wohnten, hatte auf ihren Wunsch dort die Handelsschule besucht und es war ihm auch nach kurzer Zeit geglückt, in einem ersten Bankhause unterzukommen. Mit dem Gehalt und einem reichlichen Zuschuß von Hause hätte er ein angenehmes, sorgenfreies Dasein führen können. Aber er fand sein Geschäft zum Verzweifeln einförmig. Als er einmal zu flüchtigem Besuche nach der Residenz kam, war er im Theater gewesen und hatte einen unauslöschlichen Eindruck empfangen. Von nun an verzehrte ihn geheime Sehnsucht. Er begann zu deklamiren und sich für die Bühne vorzubereiten. Da er aber den Widerstand der Eltern fürchten mußte, hatte er es bei ihnen zunächst durchgesetzt, daß er seine Stellung mit einer ähnlichen in der Hauptstadt vertauschen durfte. Hier schloß er sich sofort einem Dilettantenverein an und mimte — bis er Bertha gesehen. Er hatte sich sterblich in sie verliebt und beschlossen, bei ihrer Mutter Unterricht zu nehmen.

„Aber aus ehrlicher Begeisterung für die Kunst," versicherte er.

„Oder aus Begeisterung für Bertha?" meinte Heinz.

„Beides — beides," betheuerte er. Aber er mache seine Studien in aller Heimlichkeit. Weder seine Eltern, noch sein Chef wußten davon. Da müsse er sich denn mit tausend Lügen und Kniffen durchschwindeln, aber er fühle sich unbeschreiblich glücklich in dieser Künstleratmosphäre. Freilich, die Eltern daheim glaubten, er verlebe den Abend im Fortbildungskurse des kaufmännischen Vereins. Und er sei immer im Theater! Ach, er lebe und sterbe nur für Bertha und für das Theater. Und nun zählte er auf, welche Rollen er schon studirt habe: den Karl Moor, den Mortimer u. s. w.

„Sie möchten gern hier debütiren?" unterbrach ihn Heinz endlich.

Meunier bejahte schüchtern.

„Mir will das unklug erscheinen, lieber Freund," meinte Heinz, „denken Sie nur, wenn's schief geht . . ."

„O, das kann gar nicht schief gehen, wenn man so mit Leib und Seele bei der Sache ist. Und wenn Sie wüßten, wie sich Bertha freuen würde — ach — es würde uns Beide glücklich machen!"

Es war zu rührend, wie der junge Mann an sich und an Heinz' Macht glaubte, und wie er doch immer wieder auf Bertha kam . . .

Heinz war umgestimmt. Der Intendant zeigte sich heute besonders liebenswürdig, warum sollten Bertha und Edgar — so hieß Meunier mit Vornamen — nicht glücklich werden? Er packte Meunier unter dem Arm und stellte ihn ohne Weiteres dem Intendanten vor, rückte gerade heraus mit seiner Bitte. Der hohe Herr war sehr guter Laune. Hier in der Residenz sei's wirklich nicht möglich, aber draußen in Weilburg, in der Filiale des Hoftheaters, da könnte er's versprechen, wenn der junge Mann beim Probespiel genügte. Meunier selbst wollte noch fleißig studiren, aber er war jetzt schon selig, und floß vor Dankbarkeit über. —

(Fortsetzung folgt.)

Musaffer-eddin Mirza, der neue Schah von Persien.

(Mit Porträt auf Seite 201.)

Nachdem am 1. Mai der Schah Nassr-eddin von einem Fanatiker ermordet worden, hat sein Sohn Musaffer-eddin, dessen Porträt wir auf S. 201 bringen, den Thron bestiegen. Der neue Schah ist nicht der älteste lebende Sohn Nassr-eddin's, sondern ein um drei Jahre jüngerer Prinz. Zwei Jahre nach dem 1848 erfolgten Regierungsantritte Nassr-eddin's wurde diesem ein Erbe geboren: Sultan Massud Schah, der alsbald den Titel Sill es Sultan (Schatten des Königs) erhielt und zum Statthalter der reichen Provinzen Schiras und Jezd ernannt wurde. Diesem Prinzen, der noch heute als gereifter und vielseitig gebildeter Mann lebt, würde von Rechtswegen die Krone gebühren. Bald nach seiner Geburt aber verliebte sich der Schah in eine arme Tänzerin, die als Furugh es Sultana (Leuchte des Reiches) bald zu ungewöhnlichen Ehren emporstieg. Ihr Erstgeborener, Kassim

Khan, wurde 1856 sogar zum Kronprinzen ausgerufen, starb aber schon nach wenigen Jahren unter Anzeichen, die an eine Vergiftung um so mehr glauben ließen, als bald nachher auch die anderen Kinder der Tänzerin starben. Jetzt wurde Prinz Musaffer-eddin Mirza (geboren am 25. März 1853) zum Kronprinzen oder Valiahd erklärt, wenn man ihn auch von Teheran geflissentlich fernhielt. Als Statthalter der an der russischen Grenze gelegenen Provinz Aserbeidschan lebte er bisher in deren Hauptstadt Täbris, wo er auch die ersten Huldigungen der Prinzen, Gouverneure und Minister entgegengenommen hat.

Bauernwagen in Chile.

(Mit Bild.)

In der südamerikanischen Republik Chile lassen die Landstraßen durchweg noch sehr zu wünschen übrig. Auf den schlechtesten Wegen müssen alle Lasten auf menschlichen Schultern befördert werden; auf Saumpfaden benutzt man Pferde und Maulthiere zum Tragen. Auf einigermaßen gangbaren Wegen findet man Schleifen, die durch Ochsen gezogen werden, und erst auf verhältnißmäßig guten Wegen kann man die plumpen Bauernwagen anwenden, die wir untenstehend abgebildet sehen. Für diese Wagen bildet Holz das einzige Herstellungsmaterial, Eisen kommt nur in Form von Werkzeugen bei ihrer Anfertigung zur Verwendung. Die Räder sind einfach Abschnitte von Baumstämmen, durch die man ein Loch für die Achse gebohrt hat. Ein mächtiger Korb, den man auf das kastenartige Wagengestell setzt, nimmt die landwirthschaftlichen Erzeugnisse auf. Gezogen von je zwei Ochsen, bewegen sich diese unförmlichen Gestelle unter ohrenzerreißendem Knirschen der ungeschmierten Achsen langsam vorwärts. Vierräderige Lastwagen sind nur in den Städten und deren nächster Umgebung verwendbar.

Spielkätzchen.

(Mit Bild auf Seite 205.)

Die Katzen spielen gern, namentlich so lange sie noch jung sind, und ein auf den Boden geworfener Kork, ein zusammengeballtes Papier genügt, um sie zu unterhalten und sie die ergötzlichsten Sprünge und Bewegungen machen zu lassen. Ein echtes „Spielkätzchen" ist es, mit dem die schmucke Maid auf R. Epp's hübschem Bilde, das unser Holzschnitt auf S. 205 wiedergibt, sich unterhält. Der Garnknäuel ist ihr beim Stricken zu Boden gefallen, was für Mieze natürlich das Signal war, darauf loszuspringen. Dem Mädchen macht der Eifer der Katze augenscheinlich Spaß. Sie zupft an dem Garn, so daß der Knäuel in Bewegung geräth und dadurch der Mieze wie ein belebtes Wesen erscheint, was sie nun alsbald zu den lustigsten Kapriolen veranlassen wird.



Bauernwagen in Chile.

Der Prediger von Jackman's Gulch.

Australische Erzählung von **Fr. Berner.**

(Nachdruck verboten.)

Zu der Zeit, als die australische Goldgräberei in ihrer ersten Blüthe stand, also etwa um das Jahr 1853, war Jackman's Gulch (Schlucht) so ziemlich die ergiebigste aller der unzähligen, im ganzen Lande zerstreuten Goldminen. Als natürliche Folge davon stellte sich unter den Goldgräbern dieses Camps (Lagers) nach und nach eine bedenkliche Sittenverderbniß ein, denn leicht und schnell erworbener Reichthum verdirbt den Charakter, das ist und bleibt ein wahres Wort.

Das Camp lag ungefähr fünfundzwanzig deutsche Meilen nördlich von Ballarat, am Ausgang einer felsigen Schlucht, aus welcher ein reißender Bergstrom hervorbricht, um sich einige Meilen weiter südwärts in den Arrowsmith-Fluß zu ergießen. Wer jener Jackman gewesen sein mag, nach welchem die Schlucht und damit auch das Camp den Namen erhielt, darüber schweigt die Geschichte; nur so viel sei hier noch erwähnt, daß dieser Name bald ein verrufener wurde. Daran aber war nicht Jackman, sondern die Bevölkerung des Camps schuld. Dieselbe bestand um die angegebene Zeit aus etwa hundert Diggern (Goldgräbern), die zum Theil andere Camps hatten verlassen müssen, weil ihnen dort der Boden unter den Füßen zu heiß geworden war. Im Allgemeinen also war's ein wüstes, mörderisches, verkommenes Gesindel, das dort in Jackman's Gulch das kostbare Metall aus dem Boden grub, und die wenigen achtbaren Mitglieder der Gesellschaft waren nicht im Stande, ihren Einfluß unter der Bande geltend zu machen; sie versuchten's auch gar nicht erst.

Eine Verbindung zwischen dem Camp und der Außenwelt war nur unter den größten Schwierigkeiten zu ermöglichen. In dem großen, zwischen Jackman's Gulch und Ballarat gelegenen Walde oder „Busch" trieb nämlich ein berüchtigter Wegelagerer sein Wesen, der den Namen Conky Jim führte, und der, unter dem Beistande einer kleinen, aber verwegenen Schaar von Gesinnungsgenossen, das Reisen in jener Gegend zu einer extra gefährlichen Sache machte.

Aus diesem Grunde hatte man im Gulch den Gebrauch eingeführt, das gewonnene Gold in einem besonderen Gebäude aufzuspeichern, jeder Mann that das seine in einen Beutel aus starkem Leinen, der in großen Buchstaben seinen Namen aufwies. Der Verwalter und Wächter



Spielkätzchen. Nach einem Gemälde von R. Epp. (S. 204)

dieser primitiven Bank war ein zuverlässiger Mann mit Namen Woburn. Wenn sich Gold angesammelt hatte, dann wurde ein Fuhrwerk beschafft, und der ganze Schatz unter starker Bedeckung von Diggern und berittenen Landpolizisten nach Ballarat transportirt, um von hier aus mit den regelmäßigen Goldwagen nach Melbourne befördert zu werden. Auf diese Weise kam es vor, daß das Gold oft Monate lang in der „Bank" zu Jackman's Gulch lagerte, aber der Zweck, dasselbe vor den räuberischen Händen Conky Jim's zu bewahren, wurde dadurch erreicht, denn die Begleitmannschaft war immer so zahlreich und stark, daß er sie mit seiner kleinen Bande nicht anzugreifen wagte.

Sein Geschäft ging daher augenscheinlich schlecht, so schlecht, daß er dasselbe schließlich ganz aufgegeben zu haben schien; man sah und hörte in der Gegend nichts mehr von ihm, und die Straßen wurden so sicher, daß selbst einzelne Personen dieselben jetzt unangefochten zu passiren vermochten.

Während des Tages pflegte im Camp zu Jackman's Gulch ziemliche Ruhe und Ordnung zu herrschen, denn dann war die Mehrzahl seiner Bewohner entweder mit Brecheisen, Picke und Schaufel draußen im Quarzgestein oder aber am Ufer des kleinen Stromes mit dem Auswaschen des zu Tage geförderten Thons und Sandes beschäftigt. Gegen Sonnenuntergang jedoch wurden die Claims (einzelne Antheile am Grund und Boden) nach und nach verlassen, und ihre Eigenthümer fanden sich zerzaust, bestäubt und mit nassem Thon besudelt im Camp ein, zwar von der Arbeit ermüdet, aber zu jedem Unfug aufgelegt.

Zuerst besuchten sie Woburn's Bank, um hier den Ertrag des Tages zu deponiren und in's Buch eintragen zu lassen: nur so viel behielten sie zurück, als sie an demselben Abend noch durchzubringen gedachten. Dann aber, nach Beendigung dieser geschäftlichen Formalität, fielen alle Schranken, und Jeder war nur bestrebt, seinen überflüssigen Goldstaub in möglichster Eile los zu werden.

Der Mittelpunkt des wüsten Treibens war die Schänke, eine Hütte, in der einige auf Fässern liegende Planken den Schänktisch darstellten und die sich prahlerisch „Britannia-Salon" nannte. Hier verzapfte Nat Adams, der Wirth, den schlechtesten Whisky, das Glas zu zwei Schilling, mithin die Flasche zu einem Pfund Sterling oder zwanzig Mark. In dem hinteren Theil der Bude, einem roh aus Brettern und Balken aufgeführten Raum, war eine Spielbank eingerichtet, die jeden Abend zahlreich besucht wurde. Nat's Bruder, Ben, hielt die Bank.

Der Zuzügler in Jackman's Gulch waren nicht viele, die wenigen Neulinge aber, die sich zur Zeit dieser Geschichte im Camp einstellten, übertrafen die „Ureinwohner" desselben fast noch an Rohheit, Gewaltthätigkeit und schlechten Sitten. Da waren ganz besonders ein paar Kerle, Phillips und Maule, die eines Tages in's Camp gefahren kamen, und jenseits des Flusses zu graben anfingen — schlimmere Gesellen konnte es kaum geben. Jedes dritte ihrer Worte war ein haarsträubender Fluch, und menschliche oder göttliche Gesetze schienen für sie gar nicht zu bestehen. Mancher der Digger hegte im Geheimen den Wunsch, daß der brave Conky Jim doch recht bald wieder von sich hören lassen möchte, um solchem Gesindel den Zuzug zum Camp zu versalzen.

Seit diese Beiden da waren, hatte das Unwesen im Britannia-Salon und in der Spielhölle eine grauenhafte Höhe erreicht. Zank, Streit und Blutvergießen waren an der Tagesordnung. Die friedfertiger Gesinnten der Digger begannen bereits in Erwägung zu ziehen, ob man die Fremdlinge, als die Anstifter dieses Unwesens, nicht kurzer Hand lynchen solle.

Solchergestalt war die Lage der Dinge in Jackman's Gulch, als eines Morgens ein dritter Fremdling im Camp erschien. Derselbe mußte einen weiten Marsch hinter sich haben, denn er vermochte kaum noch mühsam vorwärts zu hinken. Er trug seinen Spaten an einem Strick auf dem Rücken, und aus einer der Taschen seiner Jacke schaute ein altes, in schwarzes Leder gebundenes Buch hervor.

Die Persönlichkeit dieses Mannes war so unbedeutend, daß man anfänglich kaum von ihm Notiz nahm. Sein Wesen war ruhig und bescheiden, sein Antlitz bleich, seine Gestalt klein und hager. Bei näherer Betrachtung aber konnte man die Anzeichen eines ungewöhnlich festen, willenskräftigen Charakters in seinem glatt rasirten Gesicht erkennen, und seine großen, grauen Augen verriethen eine hohe Intelligenz. Er errichtete sich eine kleine Hütte und begann seine Arbeit unweit des Claims, den die beiden vor ihm gekommenen Leute, Phillips und Maule, in Besitz genommen hatten.

Er hatte diese Stelle mit geradezu komischer Nichtachtung jeglicher Goldgräbererfahrung ausgewählt, so daß die übrigen Digger in ihm sofort einen „Grünen" erkannten. Rührend war es anzusehen, mit welcher unermüdlichen Geduld er hier vom Morgen bis zum Abend den steinigen Boden bearbeitete, der, nach dem einstimmigen Urtheil aller Erfahrenen, auch nicht die geringste Spur von Gold enthalten konnte. Wenn andere Digger an seinem Claim vorübergingen, dann hielt er wohl einen Augenblick inne, stützte sich auf seinen Spaten, trocknete das Gesicht mit einem bunten, verschossenen Taschentuch, bot den Passirenden herzlich und fröhlich den Tagesgruß und machte sich dann mit verdoppeltem Eifer wieder an sein Werk.

Ab und zu fragte ihn Einer oder der Andere, halb mitleidig und halb verächtlich, ob er schon etwas gefunden habe.

„Noch nicht, Kamerad," antwortete er dann freundlich und zuversichtlich. „Noch nicht; der Goldkies liegt hier tief, aber ich denke, daß ich heute wohl bis zu ihm durchschlagen werde."

Diese Antwort gab er jeden Tag auf's Neue, mit gleicher Heiterkeit und nie wankender Zuversicht.

Es währte nicht lange, da begann er den Leuten im Camp zu zeigen, was eigentlich in ihm steckte.

Eines Abends war wieder ein gefährliches Toben im Britannia-Salon. Einer der Digger war im Laufe des Tages auf ein reiches Goldlager gestoßen und bewirthete infolge dessen seine Genossen in solchem Umfange, daß zwei Drittel des Lagers trunken wurden. Eine wüste Menge trieb sich schreiend, fluchend, tanzend und raufend in der Schänke herum, und Viele feuerten aus bloßem Uebermuth ihre Pistolen in die Luft. Aus der Spielhölle erscholl ein ähnlicher Lärm. Maule, Phillips und die Rowdies, die ihnen Gefolgschaft leisteten, hatten die Oberhand; alle Bande der Ordnung und Zucht waren zerrissen.

Plötzlich, inmitten dieses ohrzerreißenden Tumults, wurde eine ruhige, eintönige Stimme vernehmbar. Zuerst horchte Einer auf, dann lauschten Mehrere und endlich schwieg der Lärm, und jedes Auge richtete sich nach der Stelle, welcher dieser gleichmäßige, ruhige Wortstrom entsprang. Dort, auf einem Fasse, stand Elias B. Hopkins, der unerfahrene Digger, der neueste Angehörige von Jackman's Gulch, ein freundliches, gutmüthiges Lächeln auf seinem Antlitz. Er hielt das schwarze Buch, eine methodistische Erbauungspostille, in der Hand und las laut daraus vor. Der Text hatte auf die Vorgänge in der Schänke nicht den mindesten Bezug, dessenungeachtet las er mit großer Salbung unbeirrt weiter, dabei die Linke in langsamem Takt auf und nieder bewegend.

Ein allgemeines Gelächter und Beifallsgeschrei brach los, und Alles drängte sich näher herzu, in der Erwartung, demnächst eine humoristische Kapuzinerpredigt oder Aehnliches aus Hopkins' Munde zu vernehmen. Als jedoch der Vorleser nach Beendigung eines Kapitels gleichsam in zweites in Angriff nahm und darauf zu einem dritten und vierten überging, da kam der Spaß den Zechbrüdern doch langweilig vor. Man erhob ein unwilliges Geschrei und gab dem Vorleser deutlich zu verstehen, daß man ihm sehr bald den Mund stopfen werde. Elias B. Hopkins aber ließ sich gar nicht stören, er las ruhig weiter und schaute dabei so unbewegt und heiter drein, als sei er von der dankbarsten Zuhörerschaft umgeben. Ein Stiefel sauste dicht an seinem Kopfe vorbei, ein wüthender Fußtritt traf das Faß, das ihm zur Kanzel diente; da aber nahmen sich einige der Ruhigeren seiner an, und seltsamerweise waren es besonders Phillips und Maule, die mit Eifer und Wärme die Sache des sonderbaren Vorlesers vertraten.

„Der kleine Kerl ist ein Mann von echtem Schrot und Korn," erklärte Phillips, seine mächtige, mit einem rothen Wollhemd bekleidete Gestalt zwischen die empörte Menge und den Gegenstand ihres Zornes schiebend. „Seine Art ist nicht unsere Art, aber Jeder kann hier predigen und reden was er will. Wenn's zum Stiefelwerfen und dergleichen kommt, dann sind wir auch dabei, und wer dem Mann ein Haar krümmt, der hat's mit uns zu thun."

Diese rednerische Leistung hatte den Erfolg, daß die handgreiflichen Zeichen der Mißbilligung unterblieben; die Unzufriedenen widmeten sich wieder dem Branntwein und straften den komischen Prediger auf dem Fasse mit Verachtung. Die Bemühungen desselben erwiesen sich als ein Fehlschlag. Die Trunkeneren schliefen bald auf ihren Sitzen ein, und die Uebrigen räumten, mit manchem grollenden Blick auf den unermüdlichen Vorleser, das Feld und suchten Unterschlupf in ihren Hütten. Als der kleine Mann nur noch die Ordnungsliebenderen um sich gewahrte, stieg er von seinem Fasse herab und klappte das Buch zu, nachdem er die Stelle, wo er stehen geblieben war, sorgfältig mit einem Bleistift angestrichen hatte.

„Morgen Abend fängt die Vorlesung mit dem nächsten Kapitel an," sagte er und dann verließ er den Britannia-Salon wie ein Mann, der sich bewußt ist, seine Pflicht gethan zu haben.

Es stellte sich heraus, daß seine Abschiedsworte keine leere Drohung waren. Kaum hatten sich die Digger am folgenden Abend wieder in der Schänke versammelt, da erschien auch Elias, bestieg seine Tonne und begann mit derselben monotonen Energie eine neue Vorlesung, hier und da über ein schweres Wort stolpernd oder eine Zeile übersehend, aber Kapitel auf Kapitel abhaspelnd. Gelächter, Drohungen, Verhöhnungen wurden auf allen Seiten gegen ihn laut, aber ohne Erfolg.

Bald gewahrte man auch in seinem Vorgehen eine bestimmte Methode.

Wenn die Leute ruhig waren oder wenn die Unterhaltung sich in den Grenzen der Schicklichkeit bewegte, dann las er nicht. Ein einziger Fluch aber zog gleichsam die Schleuse auf und entfesselte den Strom der Vorlesung auf mindestens eine Viertelstunde; dann hielt er inne, bis eine ähnliche Veranlassung ihn auf's Neue in Bewegung setzte. Die Ruhepausen waren nur wenige, da die Oppositionspartei sich noch immer zügellos genug aufführte. Im Allgemeinen war jedoch eine Besserung des Unterhaltungstones gegenüber dem vergangenen Abend nicht ganz zu verkennen.

Länger als einen Monat führte Hopkins diesen Feldzug. Abend für Abend stand er auf seiner Tonne, den Rücken gegen die Wand gelehnt, das offene Buch in den Händen, um bei dem geringsten Anstoß loszugehen, wie eine

Spieldose, auf deren Feder man gedrückt hat. Die eintönige Litanei wurde unerträglich, konnte aber nur dadurch vermieden werden, daß man sich den Anforderungen des sonderbaren Mannes fügte. So kam es endlich dahin, daß die gewohnheitsmäßigen Flucher das Mißfallen der ganzen Schaar erregten, da ja alle das Vergehen eines Einzigen mit zu büßen hatten. Nach vierzehn Tagen konnte der Vorleser bereits den halben Abend das Buch ruhen lassen, und zu Ende des Monats saß er unbeschäftigt auf seiner Tonne; seine Mission war ein Ruheposten für ihn geworden.

Aber auch im Privatleben des Camps und bei der Arbeit der Digger war Elias mit dem Buche bei der Hand, sobald ein Fluchwort zu seinen Ohren drang. Dann kam er eilfertig herbei, setzte sich auf den Haufen rothen Thons, der auf dem Arbeitsplatze des Missethäters lag, und las demselben mit strengem Ernst die „Betrachtungen über die Abendruhe" vor, was stets einen sehr niederschlagenden Eindruck auf den davon Betroffenen hervorbrachte.

So kam es, daß im Laufe der Zeit in Jackman's Gulch ein Fluch ein seltenes Ding wurde, ebenso die Trunkenheit. Reisende, die das Lager berührten, wunderten sich ausnehmend über das gesittete Wesen der Digger; die Kunde von dieser seltsamen Umwandlung drang sogar bis nach Ballarat und erregte daselbst Aufsehen und Beifall.

Elias B. Hopkins war aber auch gerade wie geschaffen zu einem Bändiger der wilden Digger. Ein Mann ohne menschliche Schwächen hätte sich nimmermehr die Achtung und Sympathie dieser Gesellen zu erringen vermocht. In dem guten Elias jedoch steckte noch ein redliches Theil von dem alten Adam. Er trank tüchtig Whisky, wenn auch nicht im Uebermaß, und im Kartenspiel konnte es ihm Niemand zuvorthun. Mit Phillips und Maule saß er zuweilen Stunden lang und in schönster Eintracht über den Karten, bis der Gang des Spiels einen der Genossen zu einem halb unterdrückten Fluch veranlaßte. Dann flog es wie Schmerz über die Züge des biederen Elias, er traf den Schuldigen mit einem ernsten Blick des Vorwurfs, langte das Erbauungsbuch hervor, und mit dem Spiel war's für diesmal vorbei.

Auch als tüchtiger Revolverschütze zeigte er sich, wenn die Lagergefährten sich im Schießen nach einer leeren Branntweinflasche übten. Er selber besaß keine Schußwaffe, aber mit einem von dem Nächststehenden geliehenen Revolver fehlte er auf vierundzwanzig Schritte mit keiner Kugel.

Nur auf das Goldgraben verstand er sich nicht. Sein kleiner Leinenbeutel mit dem darauf gezeichneten Namen lag noch immer leer in Woburn's Bank, während die Beutel aller Anderen täglich an Umfang zunahmen. Einige derselben vermochten ihren kostbaren Inhalt kaum noch zu fassen, denn Wochen auf Wochen waren vergangen, und die Zeit kam wieder heran, wo der Goldtransport nach Ballarat abgehen mußte. Triumphirend unterhielt man sich im Lager darüber, daß die diesmalige Ernte die größte sei, die man jemals mit einem einzigen Fuhrwerk aus Jackman's Gulch ausgeführt habe.

Obgleich Elias B. Hopkins eine stille Befriedigung über die große Veränderung zu empfinden schien, die er im Lager bewirkt hatte, so war seine Genugthuung doch noch keine vollkommene. In der Tiefe seines Herzens wohnte noch ein sehnsüchtiges Verlangen, und eines Abends sprach er sich darüber gegen die Gefährten aus.

„Wir würden noch viel mehr Glück und Erfolg im Camp haben," sagte er, „wenn ich eines Sonntags 'mal eine regelrechte Predigt veranstalten könnte. Es heißt wirklich die Vorsehung versuchen, wenn wir den Sonntag nicht anders anerkennen, als durch vermehrtes Branntweintrinken und Kartenspielen."

„Wir haben keinen Prediger," warf einer der Umstehenden ein.

„Du Narr!" murrte ein Anderer. „Haben wir hier nicht einen Mann, der zu jeder Zeit predigen kann? Schaufelt der nicht die Sprüche aus seinem Munde heraus wie Sand aus 'ner Grube? Verlangst Du noch mehr?"

„Wir haben aber keine Kirche," beharrte derselbe Gegenredner.

„Dann machen wir's unter freiem Himmel."

„Oder in Woburn's Bank."

„Oder in Adam's Speicher."

Der letzte Vorschlag fand einstimmigen Beifall.

Adam's Speicher war der bereits erwähnte Anbau hinter der Schänke, der theils als Spielhölle, theils als Aufbewahrungsort für die vorräthigen Branntweinfässer Verwendung fand. Er war mit besonderer Sorgfalt und Festigkeit aufgeführt und auf zwei Seiten mit Thüren aus starken Bohlen versehen, die mit Riegeln und Schlössern versichert werden konnten. Der innere Raum war so groß, daß die ganze Bevölkerung von Jackman's Gulch darin Unterkunft finden konnte, wenn die Tische und das Gerümpel aus dem Wege geräumt wurden. Die an dem einen Ende aufgethürmten Fässer konnten sehr gut als Rednerbühne oder Kanzel dienen.

Zuerst hatte man nicht viel Lust, als es aber hieß, Elias B. Hopkins würde diesmal nicht aus seinem Buche lesen, sondern eine freie Ansprache an die Gemeinde halten, da wurde das Interesse wärmer. Eine richtige Predigt war etwas ganz Neues, noch mehr eine Predigt von Elias B. Hopkins. Man begann zu fürchten, daß es an Platz mangeln werde, und viele Digger wendeten sich insgeheim an die Gebrüder Adams, um sich in dieser Hinsicht eine Begünstigung zu sichern.

Der Sonntag kam, und die Gemeinde versammelte sich so zahlreich in der improvisirten Kirche, daß es hieß, es wäre kein Einziger zurückgeblieben. Dies aber traf nicht ganz zu, denn Phillips und Maule hatten sich mit Sonnenaufgang in die Berge begeben, um dort nach weiterem goldhaltigen Boden zu suchen, und waren noch nicht zurück, und außerdem fehlte auch Woburn, der ja die Bank nicht ohne Aufsicht lassen durfte. Sonst aber war die ganze Diggerschaar zur Stelle, feiertäglich in rothe Hemden gekleidet, und Viele sogar sauber gekämmt und gebürstet.

Im Inneren des Speichers waren Bänke hergerichtet worden. Elias stand am Eingang und empfing die Männer mit seinem freundlichen, milden Lächeln.

„Guten Morgen, Kameraden!" rief er den nach und nach herankommenden Gruppen entgegen. „Seid herzlich willkommen! Tretet herein! Ihr sollt sehen, das heutige Tagewerk wird euch unvergeßlich bleiben. Legt eure Revolver in das Faß hier draußen; wenn die Predigt aus ist, steckt ihr sie wieder zu euch; ihr dürft die Waffen nicht mit hineinnehmen in das Haus des Friedens."

Dieser Aufforderung wurde gutmüthig entsprochen, und als der letzte Mann in die Thür trat, befand sich eine gar bunte Sammlung der verschiedensten Schußwaffen und Messer in dem Fasse. Nachdem Jeder seinen Platz eingenommen hatte, wurden die Thüren geschlossen, und der wunderbare Gottesdienst begann — der erste und auch letzte, der jemals in Jackman's Gulch abgehalten wurde.

Das Wetter war schwül und der Raum dumpfig, die Digger aber lauschten mit Aufmerksamkeit. Viele wähnten sich zurückversetzt in andere Zeiten und andere Umgebung. Ein leises Gemurmel der Erwartung und Spannung durchlief die Versammlung, als Elias die Gebete verlesen hatte und, von der Kanzel herunterblickend, sich zu seinem Vortrage anschickte.

Auch er hatte sich zu Ehren des Tages festlich gekleidet. Er trug eine Bluse von braunem Manchestersammet, umgürtet mit einer Schärpe von rother, chinesischer Seide, dazu Hosen von englischem Leder und Stulpstiefeln. Seinen Strohhut hielt er in der Hand.

Er begann in leisem Tone zu sprechen, und es blieb nicht unbemerkt, daß er dabei oft durch die kleine Oeffnung hinaussah, die über den Köpfen der Gemeinde in der Wand angebracht war und als Fenster diente.

„Ich habe euch gezeigt, was sich geziemt," fuhr er in seiner Rede fort. „Ihr seid auf der rechten Straße; bleibt nun aber auch darauf."

Wieder sah er einige Sekunden lang sehr angelegentlich durch das Fenster.

„Ihr habt euch an Fleiß und Nüchternheit gewöhnt, und mit diesen Tugenden seid ihr im Stande, jeden Verlust zu ertragen und wett zu machen. Ich bin überzeugt, mein Aufenthalt in Jackman's Gulch wird Keinem von euch aus dem Gedächtniß kommen."

Er hielt einen Augenblick inne.

Draußen knallten drei Revolverschüsse durch die stille Sommerluft.

„Sitzen bleiben!" brüllte plötzlich Elias B. Hopkins, als Mehrere sich betroffen von den Bänken erhoben. „Wer sich rührt, fällt von meiner Kugel! Die Thüren sind von außen geschlossen, hinaus könnt ihr also doch nicht. Sitzen bleiben, ihr dummen Tölpel! Nicht gemuckst, oder ich schieße euch zusammen!"

Die Digger saßen ganz starr vor Erstaunen und Schrecken und stierten bald einander und bald ihren Prediger an. Elias B. Hopkins aber, dessen Gesicht und Gestalt sich gänzlich verändert zu haben schienen, schaute mit befehlender Geberde von seinem hohen Standorte auf die Menge herab, während zugleich ein verächtliches Lächeln um seine Züge flog.

„Euer Leben ist in meiner Hand," fuhr er fort, einen schweren Revolver in der Rechten emporhebend, wobei der Kolben eines zweiten in seinem Gurt sichtbar wurde. „Ich bin bewaffnet, ihr seid's nicht. Wer sich bewegt oder ein Wort spricht, fällt augenblicklich. Ihr Esel, wißt ihr auch, wer euch in diese Falle gelockt hat? Wißt ihr, wer euch seit Monaten etwas vorgepredigt und euch geschulmeistert hat? Ich bin Conky Jim, der Buschräuber! Und Phillips und Maule sind meine Freunde, die Besten meiner Bande. Sie haben euer Gold aufgeladen und sind damit über die Berge. Weiter habe ich euch nichts mehr zu sagen, ausgenommen, daß ihr die dummsten und erbärmlichsten Esel seid, die jemals auf Rindsleder einhergegangen sind."

Mit diesen Worten stieg Elias B. Hopkins von den Fässern herunter und ging rückwärts, den Revolver stets auf die Digger gerichtet, zur Thür, öffnete dieselbe und verschwand dann blitzschnell. Das rostige Schloß klappte kreischend ein und dann hörte man eilig davongalopirende Hufschläge.

Jetzt erst brach der Bann, der auf der Diggergesellschaft bisher gelegen hatte. Ein Wuthgebrüll erhob sich. Als es den eingesperrten Männern aber endlich gelungen war, die Thüren des Speichers zu erbrechen und in's Freie zu kommen, da war von den Räubern und dem Golde keine Spur mehr zu finden. Der arme Woburn lag mit durchschossenem Kopf auf der Schwelle seines leeren Hauses. Maule und Phillips hatten sich im Camp eingefunden, sobald sich die Thür hinter dem letzten der betrogenen Kirchgänger geschlossen hatte. Nach der Ermordung Woburn's packten sie das Gold auf einen kleinen Wagen und jagten damit ihrem Schlupfwinkel in den Bergen zu, wo bald darauf auch ihr Anführer zu ihnen stieß.

Jackman's Gulch ist im Laufe der Jahre zu einer nicht unbedeutenden Stadt herangewachsen. Es hat jedoch noch lange gedauert, ehe man sich entschließen konnte, eine Kirche zu erbauen, und einen regelmäßigen Gottesdienst einzurichten, denn noch immer ist daselbst die Erinnerung an jenen verhängnißvollen Kirchgang nicht erloschen, der den ersten Kolonisten so viel Schaden und Leid gebracht hat.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das fatale Fremdwort. — Während der Regierungszeit des Herzogs Ferdinand von Anhalt war der Weg zwischen zweien seiner Dörfer in einem wahrhaft entsetzlichen Zustand, jedes Fuhrwerk blieb darin stecken, und kein Fußgänger konnte ihn passiren. Die Bauern, welche diesen Weg in gutem Zustande zu halten hatten, regten weder Hand noch Fuß dazu; bald hatten sie keine Zeit, dann wieder kein Geld, wie überhaupt keine Lust dazu.

Als aber eines Tages auch der Herzog mit seinem Wagen in jenem Schlamm stecken geblieben war, bekam die Sache eine andere Wendung. Er ließ den Schulzen des Dorfes vor sich kommen und schnauzte ihn an: „Nun habe ich aber eure Schlamperei satt! Ihr wollt wohl mit der Ausbesserung des Weges warten, bis einmal euer eigener Herzog den Hals gebrochen hat!"

„Herr Herzog," entschuldigte sich der Schulze, „meine Schuld ist es nicht. Die Bauern —"

„Ach was, die Bauern!" unterbrach ihn der Herzog. „Ihr seid Schulze! Ihr müßt die Leute persuadiren (überreden)! Versteht Ihr mich?"

Ganz trübselig gestimmt schlich der Schulze heimwärts. Er sollte die armen Bauern „perschwadiren". Ja, was war denn das? Gewiß eine neumodische, eine entsetzliche Strafe. Die Bauern waren seine Verwandten, Freunde und Bekannten, und die sollte er alle „perschwadiren", das that ihm doch gar zu leid.

Zu Hause angekommen, versammelte er die Gemeinde und trug ihr die Sache vor. Die Leutchen kamen aber wieder auf ihre alten Sprünge: wegen der bevorstehenden Ernte hatten sie keine Zeit, auch sei das Geld rar, und das sei doch auch zu bedenken, und der Weg laufe nicht fort, der könne noch lange in Ordnung gebracht werden.

„Es hilft Alles nichts," entgegnete der Schulze, „der Weg muß jetzt ausgebessert werden, oder ich soll euch Alle perschwadiren! So hat es der Herzog befohlen. Ihr versteht mich doch?"

Die Bauern sahen einander eine Weile stumm und verdutzt an. Perschwadiren! Was war denn das wieder für eine Strafe? Endlich nahm ein Alter das Wort und sagte: „Na, Nachbarn, nun kann das Weigern nichts mehr helfen! Perschwadiren lassen wir uns nicht!"

Bereits am folgenden Tage fuhren die Bauern Steine und Sand herbei, und in acht Tagen war der Weg richtig ausgebaut. [C. T.]

Scharfrichterhumor. — Bei der Hinrichtung der Störtebecker'schen Seeräuber (1402) soll, wie die Chronik berichtet, der Hamburger Scharfrichter Rosenfeld mit seinen geschnürten Schuhen bis über die Knöchel im Blute gewatet sein, worüber ihm der anwesende Rath der Stadt „sein Bedauern ausgesprochen". Der rohe Gesell aber habe lachend erwiedert, daß er sich noch kräftig genug fühle, um Augenblicks dem gesammten hochweisen Rathe die Köpfe vor die Füßen zu legen — welches ihm freilich die Herren „übel vermerket!" ... [A. Sts.]

Eine sonderbare Thurmuhr. — Eine solche befindet sich auf dem Thurme der Marienkirche in Lippstadt, Provinz Westfalen. Sie besitzt die Eigenthümlichkeit, daß Adam und Eva beim Schlagen der vollen Stunden hervortreten. Auf dem großen Zifferblatt befindet sich ferner der Baum der Erkenntniß; sobald nun Adam und Eva hervortreten, hält Letztere den vom Baume gepflückten Zweig, an dem sich der Apfel befindet, in der Hand. Bei jedem Schlage der Uhr öffnet Adam den Mund, aber Eva schlägt mit ihrem Zweige auf denselben. [—dn—]

Humoristisches.



Großartig.

Kaufmann: Und wenn ich fragen darf, Herr Expeditor, was bekommt Elsa mit?

Expeditor: Nun, die Mitgift ist ja gerade nicht bedeutend! Aber es wird Sie gewiß freuen, zu hören, daß meine Tochter auch telegraphiren kann! Denken Sie nur, was Sie da im Haushalt ersparen!



Sonderbarer Trost.

Vater (ärgerlich): Du nichtsnutziger fauler Bube — jeden Tag mußt Du in der Schule nachsitzen; wird sich denn das nicht bald ändern?!

Söhnchen: O ja, Papa; denn in vierzehn Tagen beginnen die Ferien.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 25:
Man muß von keinem Acker fordern, was er nicht tragen kann.

Logogriph.

Man sucht, wie man's zu Falle bringt
Mit K, und freut sich, wenn's gelingt;
Je mehr im Strom die Wasser steigen,
Je wen'ger wird's mit P sich zeigen;
Mit S entfalten's Wind und Sturm,
Und kopflos ist es nur ein Wurm.

[Emil Root.]

Auflösung folgt in Nr. 27.

Räthsel.

Was häufig drückt mit die gar schwer,
Bahnt leicht mit das den Weg durch's Meer.

[M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösungen von Nr. 25:

des Räthsels: Hofer — Hof; des Verschiebungs-Räthsels:

ERNA
OLGA
ELISABETH
ELSA
MARGOT
MARTHA.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.